



Bye-bye, Winnetou?

Über ein Jahrhundert lang war Karl Mays Häuptling der Apachen für uns Deutsche so etwas wie ein imaginärer Freund. MICHAEL ALLMAIER versucht, Abschied zu nehmen

Von Michael Allmaier, Die ZEIT, 01.09.2022

Wiedersehen nach 40 Jahren mit Bad Segeberg. Es wirkt vertraut: der Kalkberg, der so spitz aus dem platten Land ragt, dass man denkt, er sei Teil der Kulisse. Die monumentale Freilichtbühne, größer als manches Fußballstadion. Die Nazis hatten sie hingeklotzt in Erwartung kommender Feste. Bekannt wurde sie erst nach dem Krieg, mit den Karl-May-Spielen. Ich kann nicht beweisen, dass jeder Deutsche in jungen Jahren mal hier gesessen hat, aber bestimmt war es jeder zweite.

Meine Freundin fand, wir müssten noch mal herkommen, unserer Tochter, sie ist zehn Jahre alt, ein bedrohtes Kulturgut zeigen. »Nächstes Jahr«, sagt sie, »gibt es das so vielleicht nicht mehr.« Jetzt, wo wir hier auf vollen Rängen zwischen fünftausend Zuschauern sitzen, bin ich da nicht so sicher. Eine bunte Truppe und sehr gut gelaunt. Ich zähle mehr Hüte als Federschmuck; die Cowboys sind in der Überzahl.

In diesem Jahr wird *Der Ölprinz* gespielt – Winnetou und Scharlih gegen den berittenen Sascha Hehn. Wir sehen einen liebenswerten Mummenschanz mit Tanzeinlagen, dressierten Tieren und jeder Menge Pengpeng. Winnetou wirkt jünger, als ich ihn in Erinnerung hatte. Aber er spricht noch immer in der dritten Person. »Ist doch irre«, sagt unsere Tochter, »sich jetzt als Indianer zu verkleiden.« Ich horche auf: »Wieso?« – »Bei diesem Wetter schwitzt man so unter der Perücke.«

War ich mal ein Indianer? Ich weiß es nicht mehr genau. Cowboy lag mir mehr; da hatte man einen Revolver und brauchte kein Kriegsgeheul. Indianer, das waren im Kindergarten die wilderen, cooleren Jungs. Die späteren Schuleschwänzer und



heimlichen Raucher. Ich habe die sichere Seite gewählt, so stellt sich das heute dar. Denn auf Indianer, die kostümierten, wird gerade Jagd gemacht.

Erst waren es nur Einzelfälle, mehr oder minder skurril. Eine Hamburger Kita, die wegen ihrer harten Tür beim Fasching ins Gespräch kam: Bitte keine Indianer, Inuit oder Scheichs! Die Berliner Grüne Bettina Jarasch, die sich 2021 für einen Berufswunsch entschuldigen musste. Sie hatte auf einem Parteitag erzählt, dass sie als Kind Indianerhäuptling werden wollte.

Die Festspiele in Bad Segeberg sind Rassismuskritikern schon länger ein Dorn im Auge. Nach zwei Jahren Corona-Pause ist der Ton schärfer geworden – wohl auch, weil seitdem die passenden Schlagworte über den großen Teich gekommen sind: *cultural appropriation* und *redfacing*. Fairerweise muss man sagen, dass die Segeberger Rothäute viel dezenter geschminkt sind als früher. Aber klar: Es bleiben Deutsche, die sich verkleiden, um Zerrbilder vom Leben der Native Americans zu zeigen. Nicht jeder findet das lustig.

Und dann eben dieser Film. Eine Geschichte aus Winnetous Kindheit, im Kino seit Mitte August, in der Kritik seit Anfang des Jahres, als die Werbung dafür anließ. Zum Film erschienen zwei Kinderbücher, die einen Shitstorm auslösten. Der Verlag zog sie reumütig zurück. Sie seien wirklich voller bedenklicher Klischees.

Seitdem ist die Hölle los, allerorten verletzte Gefühle: Rassismus! – Nein, Cancel-Culture! – Ihr nehmt mir meine Kindheit! Die Gesinnung Karl Mays wird durchleuchtet, die seiner Verleger, der Umstand, dass Hitler ihn las. Meinungsforscher rücken aus. Journalisten bedrängen deutsche Native Americans: Sie sollen Schiedsrichter spielen, gern in Stammestracht fürs Foto.

Gabriel, Söder, Kubicki, Scheuer melden sich zu Wort, Sabine Leutheusser-Schnarrenberger und Beatrix von Storch, Jörg Pilawa und Uschi Glas. *Bild*, dem Rot stets zugetan, gießt munter Öl ins Feuer.

Ist es wahr, dass die ARD keine Karl-May-Filme mehr zeigen will? Und das ZDF dagegenhält, mit *Winnetou und das Halbblut Apanatschi* zum Tag der Deutschen



Einheit? Hat Olaf Scholz endlich das Machtwort gesprochen, nach dem die Nation verlangt?

Ich habe den Überblick verloren; mich bewegt etwas anderes: dass überhaupt so viele Deutsche über Indianer sprechen wollen – im angstbeladenen, sommerlochlosen Sommer 2022. Erst dachte ich: Eskapismus. Dann wurde mir klar, die sprechen von sich, die waren mal Indianer. Auch ihnen hat ihre Mama einst einen Poncho genäht, mit Lippenstift eine Kriegsbemalung auf die Backen geschminkt. Der Indianer gehört zu Deutschland, ob uns das passt oder nicht.

Der Streit gerade lässt sich leicht auf zwei Worte bringen: edle Wilde. Zieht man diese Schublade auf, kommen all die Handpuppen aus der Kolonialzeit ans Licht – der drollige Mohr, die heißblütige Zigeunerin, die lebensfrohen, notorisch nackten Südseeinsulaner ... nett gemeint, trotzdem rassistisch, also weg damit. Die Frage ist nur, ob der Indianer, unser Winnetou, auch dazugehört. Oder ob man ihm zugestehen sollte, dass er etwas Besonderes, Bewahrenswertes ist.

Es geht ja längst nicht nur um Scharlih, den sächsischen Bärenaufbinder. Schon lange vor ihm drängten Deutsche als Forscher oder Fantasten ins indigene Amerika. Es inspirierte sie zu Schriften und Kunstwerken jeder Art. Ich überspringe das Namedropping zugunsten von etwas O-Ton, die letzten Verse von *Nadowessiers Totenlied* (Nadowessier hießen damals die Sioux): »Legt ihm unters Haupt die Beile, / Die er tapfer schwang, / Auch des Bären fette Keule, / Denn der Weg ist lang; / Auch das Messer scharf geschliffen, / Das vom Feindeskopf / Rasch mit drei geschickten Griffen / Schälte Haut und Schopf; / Farben auch, den Leib zu malen, / Steckt ihm in die Hand, / Dass er rötlich möge strahlen / In der Seelen Land.«

Schwülstig? Nein, das ist Schiller. Und Goethe fand es brillant. So ging das weiter, im Grunde bis heute, bis zum *Schuh des Manitu*, um mal bei den Klassikern zu bleiben. Ob Haarschnitte oder Hemden, Pfadfinderlieder oder Automodelle, Schwitzhütten, Survivalkurse oder Schamanengetrommel – überall beruft man sich auf Indianisches. Nicht zu reden von all den Clubs, wo man gemeinsam um Totems tanzt und Friedenspfeifen raucht – als Tipi Gesellschaft München, Oglala Sioux Berlin,



Präriefreunde Pirmasens. Menschen, die Posts beenden mit »Hugh, ich habe gesprochen«. Es gibt da keine verlässlichen Zahlen, doch man kann getrost vermuten, dass auf jeden Native American in Deutschland ein paar Dutzend Freizeit-Indianer kommen.

Nicht alle Fans tragen Federn. Mein Englischlehrer vor vierzig Jahren war ein alter Nazi; angeblich hatte er die Sprache als Kriegsgefangener gelernt. Ausgerechnet dieser Mann sollte mit uns über die Ausbeutung der amerikanischen Ureinwohner sprechen. Zu unserer Überraschung war er für das Thema entflammt. »Die Indianer«, schrie er, »haben damals große Gebiete verloren. So wie wir Deutschen. Große Gebiete im Osten! Das kann man alles nur mit Gewalt zurückholen!« Selbst so ein Mensch fand im Mythos vom roten Bruder etwas für sich.

Tatsächlich hatten deutsche Rechte ein Faible für Indianer; sie sahen sich selber als edle Wilde vom Stamme der Germanen. Aber auch die radikale Linke sprang darauf an, vom Göttinger Mescalero bis zu den Stadtindianern. Die Umweltbewegung zitierte vermeintliche Weissagungen der Cree. Die Indianisten der DDR fanden im Hobby ein Ventil für den Wunsch, frei zu sein.

Abstand hilft, um zu verstehen, wie all das zusammenpasst. Der amerikanische Ethnologe H. Glenn Penny hat ein kluges Buch über die »Wahlverwandtschaft« von Deutschen zu Indianern geschrieben. Darin erzählt er, wie bei einem Seminar eine Studentin mit Lakota-Wurzeln von ihm wissen wollte, warum die Deutschen sich so sehr für ihre Kultur begeisterten: »Haben die auch etwas verloren?«

Seine Antwort: »Kurz gesagt: ja. Viele Deutsche empfanden, und tun es noch, dass ihnen etwas abhandengekommen ist: Freiheit, Gemeinschaft, Spiritualität ohne Bürokratie, Platz, um sich zu entfalten als Teil einer intakten Welt.« Er sieht die Indianerspiele als Bemühen, Halt zu finden in der Moderne.

Hier zeigt sich vielleicht auch die romantische Ader der Deutschen. Ein Leitstern strahlt für sie noch heller, wenn sie wissen, dass er verglüht ist. Es war ja von



Anfang an »der letzte Mohikaner«. Die Leser wussten, wie es ausging: Die Cowboys haben gewonnen. Diese krude Wirklichkeit holt die Geschichtenerzähler jetzt ein.

Ich habe ihn mir angeschaut, den Skandal-Kinderfilm. Kinder waren keine im Kino, das schöne Wetter vielleicht. Nur zwei Erwachsene und ich. Bestimmt Kollegen, dachte ich. Oder Aktivisten, die wissen wollen, an welcher Stelle der »Völkermord romantisiert« wird (um nur mal einen Vorwurf zu nennen).

Ich sah einen Film, der sich treuherzig müht, nur bloß nichts falsch zu machen. Wenn die Apachen ausreiten, ist auch eine Kriegerin dabei. Intschu-tschuna, Winnetous alleinerziehender Papa, ist pädagogisch auf der Höhe unserer Zeit. Man muss *Der junge Häuptling Winnetou* schon gründlich missverstehen wollen, wenn man ihn als Schilderung indianischen Lebens betrachtet. Was er zeigt, ist eine kreuzdeutsche Kindergeschichte, nur mit Karnevalskostümen und vor andalusischen Bergen. Fast schreckt man auf, wenn zwischendurch ein Wort wie »Bleichgesicht« fällt.

Die zwei, die hinter mir saßen, waren übrigens doch keine Aktivisten. »Das hat sich gelohnt«, sagte der eine beim Rausgehen. Und die andere: »Ja, war schön.«

Hätte mich als Kind ein solcher Film zu falschen Vorstellungen verleitet? Ich glaube nicht. Asterix las ich ja auch nicht als Traktat über gallische Geschichte. Kinder verstehen Fantasie. Trotzdem muss man fragen, wie sich unser Winnetou zu den echten Native Americans verhält. Wirft er Licht auf sie oder nur seinen immer länger werdenden Schatten?

Sehr viele der ausländischen Besucher in den US-Reservaten sind tatsächlich Deutsche. Die Fiktion weckt ihre Neugier auf die Wirklichkeit. Nur dass sie von der oft enttäuscht sind. Schon in den 1870ern nörgelte ein Reisender, dass die von ihm besichtigten Menschen »nicht wild genug aussahen, um den Eindruck echter unverfälschter Indianer zu machen«. Sind Native Americans umgekehrt in Deutschland unterwegs, berät man sie gerne im Umgang mit ihrer Kultur. Das Gefühl,



besser Bescheid zu wissen, ist den deutschen Indianerverstehern nicht fremd. Vielleicht haben wir den Punkt überschritten, an dem ein Fan zum Stalker wird.

Meine Tochter lernte Rechnen mit einem »Indianerheft«. Ihr Begleiter durch die Seiten war ein Junge namens Anoki: Feder im Haar, Pfeil im Anschlag, wohnhaft in einem Zelt. Ich muss gestehen, dass er mir nicht auffiel, bis Eltern einer benachbarten Schule dagegen Sturm liefen. Und sie haben recht; das sind Klischees, gedankenlos kolportiert. Entsprechende Bilder aus Afrika, mit einem schwarzen Jungen – seit Jahrzehnten undenkbar in Deutschland.

Der Verlag hat, wie so viele gerade, ein bisschen zu flink reagiert. Die Indianerhefte heißen jetzt Anokihefte. Im nächsten Schritt sollen dann auch die Zeichnungen ersetzt werden. Nur kam die Druckerei im Lockdown anscheinend nicht hinterher. Für die nächste Jahrgangsstufe fanden wir nirgends das passende Heft. Eine Buchhändlerin meinte dann, sie habe noch eins von den alten. Die dürfe sie aber nicht mehr verkaufen, eigentlich. Bückware für den Unterricht, das erlebt man nicht alle Tage. Seitdem malt unsere Tochter wieder Fransenhemden aus und sortiert Marterpfähle. Fürs Weltbild kriegt sie keine Noten.

All diese Indianer werden nach und nach aus unserem Alltag verschwinden. Und wahrscheinlich ist das richtig. Exotismus geht nicht mehr in der globalisierten Welt. Wer heute noch als Apache rumläuft, muss keine Cowboypistolen fürchten, sondern Fotos davon auf Facebook, die später mal tödlich sein können.

Letzten Sommer endete nach sieben Jahren ein kuriozes Kapitel der deutschen Beutekunstdebatte: Das Karl-May-Museum gab den Chippewa aus Michigan einen Skalp zurück, der seit 1928 in Radebeul ausgestellt worden war. Angeblich hatte der Gründungsdirektor ihn ehrlich erworben – im Tausch gegen 100 Dollar und drei Flaschen Schnaps. Man tue das nur aus gutem Willen, ließ die Karl-May-Stiftung wissen. Und doch ist dies der Moment, etwas einzugestehen: Der Indianer ist kein Deutscher, nur ein willkommener Gast.



Ich habe gelesen, was Carmen Kwasny über den Winnetou -Film gesagt hat. Sie ist Vorsitzende der Native American Association of Germany und spürt das Dilemma. Als Deutsche ist sie selbst mit Karl-May-Geschichten aufgewachsen und weiß, was sie Menschen bedeuten; denen soll man, findet sie, nicht mit Rassismus kommen. Als Native American erduldet sie den lebenslangen Beschuss mit Klischees. Das schafft doch kein Mensch, die ganze Zeit edel und wild zu sein. Tagtraum: Ich gehe nach Amerika; und alle sind enttäuscht. Nur weil ich kein bisschen so bin wie Siegfried oder wenigstens Oliver Kahn.

Kwasny wünscht sich mehr Realismus in den Indianergeschichten. Ich fürchte, das wird nicht gehen. Was Winnetou ausmacht, ist doch seine Überlebensgröße. Darum bietet er genug Raum für die Sehnsüchte einer Nation. Man kann ihm eine Jeans anziehen, ein paar menschliche Schwächen andichten. Davon wird er nicht facettenreicher, nur weniger Winnetou .

Der Indianer war für die Deutschen zwei Jahrhunderte lang so etwas wie ein imaginärer Freund. Und jetzt ist die Zeit gekommen, Abschied von ihm zu nehmen. Braucht es dazu diesen bilderstürmerischen Furor? Müssen Leute tun, als hätte man sie ein Leben lang getäuscht? Das haben wir selbst getan, und es hat Spaß gemacht.

Bei Karl May kann man zumindest lernen, wie ein Abschied in Würde aussieht. Ich denke mir Winnetou , wie er mit der Kugel im Rücken aufrecht in die Dämmerung reitet. »Leb wohl, mein weißer Bruder.« Ein Indianer kennt keinen Schmerz. Wir sollten uns welchen gestatten.